Magazin für ev.-luth. Homiletik.

16. Jahrgang. Februar 1892. No. 2.

Predigt bei der Feier des 50jährigen Amtsjubiläums P. G. A. Schieferdeckers.

HErr JEsu! Wir haben uns heute hier versammelt, die Gnade zu preisen, die du dem Diener deiner Kirche an dieser Gemeinde erwiesen hast. Du hast ihn nicht nur einst stark gemacht und treu geachtet und gesetzet in das Amt, das die Versöhnung prediget, sondern du hast ihn auch fünfzig Jahre lang in demselben dienen lassen, und hast nicht von seinem Munde genommen das Wort der Wahrheit; denn auch in den Stunden der Versuchungen und Anfechtungen, die über ihn gekommen sind, hat er doch fort und fort bezeugt, daß JEsus Christus der HErr sei, zur Ehre Gottes des Vaters, und daß in keinem Andern Heil sei, als allein in dir. So hat er deinen Namen kund gethan den Menschen, und hat viele zur Gerechtigkeit gewiesen, von denen bereits eine große Zahl im Himmel ist. Dafür preisen wir dich heute, HErr JEsu, mit ihm. Wir bitten dich, verleihe uns dazu deine Gnade, auf daß wir es auch recht thun, damit es dir wohlgefällig sei. Thue auch meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige. Laß meinen Gang gewiß sein in deinem Wort, und laß kein Unrecht über mich herrschen. Erhöre uns, HErr JEsu, und segne uns. Amen.

In Christo JEsu herzlich geliebter, ehrwürdiger Herr Jubilar!
Allerseits herzlich geliebte Festgenossen!

Als vor einiger Zeit etliche Amtsbrüder aus dieser Gegend mich ersuchten, an dem heutigen Tage, an dem Ehrentage unsers theuren Herrn Jubilars, hier eine Rede zu halten, habe ich, mit klopfendem Herzen, im Gefühl meiner gänzlichen Untüchtigkeit, die Zusage gemacht, den Wunsch der lieben Brüder zu erfüllen. Zwar hatte ich schon längst bei mir beschlossen, auch heute hier mit unter den Feiernden und sich Freuenden sein zu wollen, aber nicht als einer, der durch eine Rede die Festfreude erhöhen helfen sollte, sondern als ein stiller Theilnehmer an derselben. Doch — was nützt es, daß ich noch des Längeren davon rede? Ich bin nun da, und

habe bereits meinen schwachen Mund aufgethan, und will nun reden, was mir mein Gott gibt, und wie es mir um's Herz ist. Wenn ich aber bei dieser außergewöhnlichen Feier den Gefühlen meines Herzens mehr, als es sonst wohl erlaubt wäre, Ausdruck verleihen und in meinem Vortrag auch wohl etwas abschweifen sollte, so wird man mich, hoffe ich, um des besonderen Ereignisses willen, das uns hier von Nah und Fern zusammengeführt hat, mit Nachsicht beurtheilen.

Es sind, meine theuren Festgenossen, in diesen Tagen 38 Jahre verflossen, seit ich unsern verehrten Jubilar von Angesicht kennen lernte. Das war bei Gelegenheit einer Synodalversammlung in Cleveland, Ohio. Aber nicht nur habe ich ihn damals kennen, sondern ich habe ihn auch als einen frommen, ernsten Diener Christi hochachten und herzlich lieben gelernt. Bei jener Gelegenheit hielt er am Sonntag früh vor den versammelten Synodalen die Beichtrede. Der Inhalt seiner Rede war besonders auf die Prediger gerichtet und sollte ihnen zu einer Anleitung zur Selbstprüfung in Absicht auf ihr verantwortungsvolles Amt dienen. Es war eine tiefernste Rede, die ich dort aus seinem Munde hörte, und die auch durch des Heiligen Geistes Wirkung einen tiefen Eindruck auf meine Seele machte und mir bis auf diese Stunde unvergeßlich geblieben ist. Infolge dessen hatte ich ihn, wie gesagt, mit besonderer Liebe in mein Herz geschlossen, ohne damals nähere Bekanntschaft mit ihm zu haben. Und diese Liebe, die er, ohne sein Wissen und Ahnen, durch jene Beichtrede mir abgewonnen hatte, habe ich ihm, das kann ich mit Wahrheit bezeugen, stets bewahrt, auch in jenen Zeiten, da unsere Wege in etlichen Stücken der Lehre auseinander gingen, und wir uns als Gegner einander gegenüber standen und uns bekämpften in Wort und Schrift. Denn unser Kampf war kein persönlicher, gehässiger Kampf, bei welchem keine Liebe bestehen kann. Groß war daher auch unsere beiderseitige Freude, als Gottes Gnade unsere Wege wieder zusammenführte, und wir wieder fest aneinander hielten in einem Sinn und in einerlei Meinung in allen Stücken der heilsamen Lehre, wie vordem auch! O, wie sehr wünschte ich daher auch, daß ich heute zur Erhöhung unserer Festfreude auch etwas mit beitragen könnte! Ich will es mit Gottes Hülfe versuchen, indem ich der theuren Festgemeinde zur Betrachtung vorstelle:

Gedanken eines frommen Dieners Christi am Ehrentage seines 50jährigen Amtsjubiläums; dabei ich zu zeigen suche,

1. warum der Tag der 50jährigen Amtswirksamkeit eines frommen Dieners Christi ein Ehrentag sei und billig mit Jubel gefeiert werde, und
2. welche Gedanken einen frommen Diener Christi am Ehrentage seines 50jährigen Amtsjubiläums vornehmlich beschäftigen.

1.

Es ist, meine Lieben, nicht eine gewöhnliche oder regelmäßig wiederkehrende Festfeier, zu der wir uns heute hier versammelt haben; nein, unsere Feier ist eine Jubelfeier, und betrifft ein Ereigniß, das nur selten in der Kirche vorkommt. Nur wenigen Personen im Dienst der Kirche war es je und je beschieden, daß sie den Tag ihres Amtsantritts nach fünfzig Jahren, noch in voller Arbeit stehend, feiern und somit auf eine 50jährige ununterbrochene Amtswirksamkeit zurückblicken konnten. Dem Seelsorger dieser Gemeinde ist heute das seltene Glück zu Theil geworden, daß er, obwohl tief ergraut und unter der Last der Jahre gebeugt, doch in voller Thätigkeit seines Amts, den Tag seiner 50jährigen ununterbrochenen Amtswirksamkeit feiern kann. Das ist Gnade von Gott! Und wir haben uns hier heute zu keinem andern Zweck versammelt, als diese Gnade zu preisen, die dem ehrwürdigen Diener des Worts an dieser Gemeinde von Gott widerfahren ist. Wir wollen ihm heute helfen einen Gedenkstein aufrichten, wie einst Samuel that (1 Sam. 7.), und denselben heißen Eben Ezer, das ist, Helfestein, und sprechen: „Bis hieher hat der HErr geholfen", und mit David: Nicht uns, HErr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre, um deine Gnade und Wahrheit." Wenn wir aber heute auch des Schriftwortes gedenken, das da sagt: „So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid: Ehre, dem die Ehre gebührt", so thun wir recht; denn wir ehren den, den Gott als sein Werkzeug so hoch geehret hat, daß er ihn heute den fünfzigsten Jahrestag seines Predigtamtes hat erleben lassen, und den er ein halbes Jahrhundert lang mit Geist und Gaben, mit Kraft und Stärke zum Dienst in seiner Kirche ausgerüstet und darin erhalten hat bis auf diesen Tag. Ja, der Tag, der eine 50jährige gesegnete Amtswirksamkeit eines frommen Dieners Christi abschließt, ist ein hoher Ehrentag. Mit Recht haben daher auch die liebe Gemeinde unsers verehrten Jubilars und eine Anzahl seiner Amtsbrüder und Freunde in aller Stille, ohne sein Wissen, an diesem seinem Ehrentage eine Jubelfeier vorbereitet und veranstaltet, und sind nun mit ihm hier im Hause des HErrn erschienen, um durch Gottes Wort und Gebet ihre Feier zu heiligen, und zu erzählen, was der HErr Großes an seinem treuen Knecht in den 50 Jahren seines Predigtamtes gethan hat. Und noch viele andere Amts- und Glaubensbrüder, die von unserer heutigen Feier wissen, aber nicht zugegen sein können, sind doch im Geiste unter uns und segnen unsere Versammlung, und bringen mit uns ihr Lob vor Gottes Thron und wünschen unserm Jubilar Glück, Heil und Segen.

Die Feier von Jubelfesten, meine Lieben, ist zwar nichts Ungewöhnliches und nichts Seltenes in der Welt. Wenn ich vorhin sagte, daß unsere heutige Jubelfeier ein seltenes Ereigniß sei, so sollte damit nicht gesagt werden, daß eine Jubelfeier überhaupt etwas Seltenes sei. Zur

Zeit des alten Bundes hatte Gott selbst unter seinem auserwählten Volk gewisse Jubelfeste angeordnet. Zu unserer Zeit macht sich besonders die ungläubige Welt mit Jubelfestlichkeiten breit, sei es, daß sie ihren noch lebenden, oder schon verstorbenen Göttern Denkmäler setzt, oder zu ihrer Verehrung Jubelfeste veranstaltet. Allein, so viel Mißbrauch auch mit solchen Dingen getrieben werden mag, so hat doch die Sache auch einen rechten Gebrauch, der sowohl in der Kirche, wie im Staate, sein gutes Recht findet und einen löblichen Sinn und Zweck hat.

Zu Ehren großer Kriegshelden zum Beispiel, feiert man sogenannte Jubelfeste. Da erzählt man von den Thaten, die sie gethan haben; von den Schlachten, welche sie geliefert haben; von den Siegen, welche sie erfochten haben; von den Feinden, welche sie bezwungen haben; von ihrem Muth und ihrer Tapferkeit, welche sie dabei bewiesen haben. Und welches ist der Zweck, den weise und verständige Männer dabei im Auge haben? Zunächst will man dadurch die Erinnerung an die Wohlthaten, die ein Volk und Land durch den Dienst jener Feldherrn empfangen hat, und noch genießt, lebendig erhalten, damit sie auch bei den Nachkommen unvergessen bleiben. Wie wichtig aber solche Erinnerung sei, das lehrt uns die Geschichte der Völker von Alters her. Sodann aber will man auch dadurch die Mit- und Nachwelt zu gleichem Muth und zu gleicher Thatkraft anfeuern und zu begeistern suchen.

Auch ein treuer Prediger des Evangeliums, meine Lieben, ist ein Kriegsmann, ein geistlicher Kriegsmann. Er führt des HErrn Kriege. Sein Feldherr ist JEsus Christus. Und gleich wie einst die Krieger in Israel im Streit riefen: „Hie Schwert des HErrn und Gideon!“ so ist sein Schlachtruf: Hie Schwert des HErrn und JEsus Christus! Für dieses HErrn Reich arbeitet er, und streitet er und leidet er, daß es gedeihe, sich ausbreite und mehre. Die Waffen seiner Ritterschaft aber sind nicht fleischlich, sondern geistlich, und darum mächtig zu verstören die Befestungen und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes. Und wie das Wort Gottes der Same ist, den er ausstreuet, und durch welchen seines HErrn Reich vermehret wird, also ist Gottes Wort auch die Waffe, womit er wider alle Feinde kämpft, die seines HErrn Reich bedrohen. Und wahrlich, es sind mächtige Feinde, denen er gegenüber gestellt ist, mächtiger als die Reiche dieser Welt sind.

Der erste und gefährlichste Feind, den ein Prediger als geistlicher Kriegsmann zu bekämpfen hat, ist sein eigenes Fleisch, in welchem nichts Gutes wohnet. Selbst der hohe Apostel klagt darüber und spricht: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes.“ Zwar muß jeder Christ den Kampf wider sein Fleisch führen, ein Prediger aber insonderheit. Ihm stößt in seinem Amt so vieles zu, was dem Fleische nicht gefällt, sondern demselben sehr bitter ist. Paulus sagt von sich: „Ich trage die Malzeichen des HErrn JEsu an

meinem Leibe.“ Er versteht darunter nicht nur die Wundenmale, die er in seinem apostolischen Amt um JEsu willen empfangen hatte, sondern auch alle Drangsale und Leiden, welche er um des Bekenntnisses Christi und um der Predigt des Evangelii willen hatte erdulden müssen. Und wo ist wohl je auf Erden ein treuer Diener Christi zu finden gewesen, der nicht auch die Malzeichen des HErrn JEsu an seinem Leibe getragen hätte, wenn sie auch nicht in die Augen fielen? Ein treuer Prediger muß manchen Tod sterben, ehe er stirbt; sein Wahlspruch muß sein: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben.“ Infolge deß wird er aber auch oft mit Unlust und Ueberdruß an seinem Amt angefochten, und wenn er dann nicht alsbald mit den rechten Waffen solche Anfechtungen bekämpft und sie dämpft, so folgt leicht Ermüden und Ermatten, ja, Erkalten in dem heiligen Eifer, der einen treuen Diener Christi in seinem Amt beseelen soll.

Aber auch noch von einer andern Seite her muß ein treuer Diener Christi als ein stets gerüsteter Kriegsmann den Gelüsten seines Fleisches kämpfend entgegen treten. Wenn wir die vielfachen Ermahnungen und Warnungen, welche der Heilige Geist an die Prediger richtet, in der Schrift lesen, so finden wir, daß er sie vor zweierlei insonderheit warnet, nämlich, vor Ehrgeiz und Geldgeiz, ohne Zweifel darum, weil nicht nur auch sie von ihrem Fleisch damit angefochten werden, sondern vornehmlich, weil diese Sünden, die vor der Welt vielfach für Tugenden gelten, den Dienern der Kirche besonders gefährlich und in ihrem Amt hinderlich werden können. Die Kirchengeschichte lehrt es auch auf's allerdeutlichste, daß Ehrgeiz und Geldgeiz je und je große Zerrüttung in der Kirche angerichtet haben. Aus diesen beiden Lastern ist das Pabstthum zu Rom vom Teufel gestiftet worden. Ehrgeiz ist eine Mutter vieler Ketzerei; und der (Geld-) Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.

So ist es denn wahr, Geliebte, und nicht zu leugnen, daß der gefährlichste Feind eines Predigers sein eigen Fleisch ist, wogegen er bei allen Verrichtungen und Vorkommnissen in seinem Amt zunächst und vor allen Dingen als ein geistlicher Kriegsmann gerüstet und kampfbereit stehen muß. Ein Prediger, der sich selbst nicht besiegen lernt und der nicht unablässig den guten Kampf des Glaubens gegen sein eigen Fleisch kämpft, wird keine fünfzig Jahre mit Treue der Kirche im Predigtamt dienen, sondern wird vor der Zeit entweder unfreiwillig davongehen müssen, oder aus Ueberdruß an seinem Amt freiwillig das Feld räumen. Darum wird eben dem treuen Diener Christi zugerufen: „Leide dich als ein guter Streiter JEsu Christi.“ „Uebe dich selbst aber an der Gottseligkeit.“ „Du Gottesmensch, kämpfe den guten Kampf des Glaubens.“

Allein, meine Lieben, es ist nicht nur dieser eine Feind, gegen welchen ein treuer Diener Christi bis an sein Ende zu kämpfen hat, sondern es kommt noch ein zweiter hinzu, von welchem der HErr zu seinen Aposteln redete, da er sagte: „Simon, Simon, Satanas hat euer begehret,

daß er euch möchte sichten, wie den Weizen." Dieser Feind ist noch immer derselbe und treibt noch immer dasselbe Spiel wie zuvor, da er Christum, den HErrn, versuchte und des HErrn Apostel im Sieb der Anfechtung rüttelte. Und obwohl er sich an jedem Christen versucht und ihm „mit Lügen und Morden Tag und Nacht keinen Frieden innerlich und äußerlich läßt", so setzt er doch insonderheit einem Prediger des Evangeliums zu, und sucht ihm von allen Seiten die Freudigkeit an seinem Amte zu rauben und den Segen desselben zu hindern und zu verderben. Und gleichwie in einem weltlichen Kriege der Feind seine Geschosse insonderheit auf die Heerführer richtet und sie kampfunfähig zu machen sucht, weil, wenn ihm solches gelingt, er des Sieges um so gewisser sein kann; also hat auch der höllische Feind insonderheit auf die Anführer in des HErrn Kriegen, auf die Prediger des Evangeliums, es abgesehen, weil sie sich, wie die Schrift redet, zu einer Mauer machen und in den Riß stellen und dem Reich des Satans den meisten Abbruch thun. Darum richtet er auch auf sie vornehmlich seine Geschosse und reizt sie zu falscher Lehre, oder sucht ihrem Wandel einen Schandfleck anzuhängen, weil er wohl weiß, daß er damit großen Schaden in der Christenheit anrichtet.

Aus dem allen, meine Lieben, ist nun wohl abzunehmen, daß ein Prediger des Evangeliums nicht mit Unrecht einem Kriegsmanne verglichen wird, der stets zu Felde liegen muß wider die allergefährlichsten Feinde; der daher auch, wie Paulus sagt, sich enthalten muß alles Dinges, das ihn zum Kampf untüchtig macht, und sich nicht flechten lassen darf in Händel der Nahrung, wenn er seinem HErrn Christo, der ihn angenommen hat, gefallen will. Ist es nun aber nicht etwas Großes, wenn ein Prediger unter so vielen Kämpfen fünfzig langer Jahre seinem Feldherrn Christo, wenn auch in Schwachheit und nicht ohne Straucheln, gedient hat, und auch dann noch nicht den Kampfplatz verläßt, wenn das Alter ihn beugt, sondern mit dem letzten Rest seiner Kräfte dem HErrn dienen will, so lange es ihm gefällt? Wenn man nun in der Welt großen Kriegeshelden zu Ehren Jubelfeste feiert, wie viel mehr haben denn wir heute Ursache zu unserer Jubelfeier, die einem Diener Christi gilt, der in kümmerlicher Zeit, in Trübsalsstürmen und hartem Streit, die Mauern Zions hat bauen helfen fünfzig Jahre? Ja, habe Dank, du liebe Gemeinde, daß du diesem geistlichen Kriegsmann, deinem Seelsorger, die heutige Jubelfeier veranstaltet hast. Du ehrest Gott mit dieser Feier, der da sagt: „Wer mich ehret, den will ich wieder ehren."

Erlaubet mir aber, Geliebte, noch einen Vergleich, bevor ich den ersten Theil meiner Rede schließe. In der Welt ist es gebräuchlich, daß man, wenn ein Schiffscapitän fünfzig oder hundert Mal den Ocean durchkreuzt und seine Passagiere glücklich und wohlbehalten an das Land gebracht hat, ihm zu Ehren eine Jubelfeier veranstaltet, ihm Geschenke darbringt und ihm Glück wünscht für die Fahrten, die er in Zukunft noch unternehmen

wird. Auch ein frommer Diener Christi ist ein geistlicher Seefahrer. Das Schifflein, in welchem er stehet und Wache hält, ist die Kirche, dessen HErr und Haupt Christus ist. Der Compaß, nach welchem er sein Schifflein steuert und lenkt, ist das Wort Gottes. Das Meer, auf welchem er mit seinem Schifflein fährt, ist die Welt. Meinet ihr nun, eine Seefahrt werde immer fein sanft von Statten gehen, und der Seemann könne dabei der Ruhe pflegen und ohne Sorgen sein? O nein! Dann müßte er die Gefahren nicht kennen, die sein Schifflein bedrohen, und die Verantwortung nicht fühlen, die sein Amt mit sich führt. Da gibt es gefahrdrohende Klippen, an welchen sein Schifflein Schaden nehmen könnte; oft erheben sich plötzlich heftige Stürme, welche das Meer aufwühlen, daß seine Wellen wie vor Wuth schäumen und brüllen und das Schifflein mit sich in die Tiefe des Meeres zu ziehen und zu versenken drohen. Oft entstehen dichte Nebel, die kein Sonnenstrahl durchdringt, in welchen das Schifflein mitten am Tage in graue, grausige Nacht gehüllt ist und in Gefahr schwebt, überfahren zu werden. Dergleichen Gefahren ist das geistliche Schifflein der Kirche auch ausgesetzt. Zwar ist ja der HErr mit im Schiff, und darum kann es nicht sinken und untergehen, und seine Auserwählten werden nicht umkommen; aber es wiederholt sich noch immer der Vorgang auf dem galiläischen Meer, daß der HErr schläft und die Jünger schwach werden und nichts, als den sichern Tod vor Augen sehen. Doch das thut ihr schwacher Glaube noch, daß er zu dem HErrn schreiet: „HErr, hilf uns, wir verderben!“ Aehnlich ergeht es einem frommen Diener Christi, als einem geistlichen Seefahrer, in den mancherlei Nöthen und Anfechtungen in seinem Amt auch, daß die Angstfluthen ihn schier ersäufen wollen, und er nur noch schreien kann: HErr, hilf mir, oder ich verderbe! Sein Studirzimmer, seine Sacristei, seine mannigfaltigen Gänge in seinem Beruf könnten Zeugniß davon geben.

Auch unser theurer Herr Jubilar, meine Lieben, hat fünfzig Jahre lang als ein geistlicher Seemann im Schifflein der Kirche gestanden, und hat während dieser langen Zeit gar manchen Sturm erlebt, und manche Trübsalswelle ist über sein Haupt gegangen und hat es gebleicht. Schon als Candidat der Theologie verließ er Vaterland und Freundschaft, weil er mit gutem Gewissen kein Amt in der abgefallenen Staatskirche Deutschlands annehmen konnte, und kam mit der sächsischen Auswanderungsgesellschaft in dies Land, wo er, gleich wie jene, alle Leibes- und Gewissensnoth mit durchkämpfen mußte, welche nach Gottes Verhängniß über sie kamen. Allein in allen diesen Drangsalen, wie auch in den später über ihn gekommenen Anfechtungen in der Lehre von den letzten Dingen, blieb ihm doch das unverrückt klar und fest stehen: Eins ist noth! Es ist in keinem Andern Heil, als in Christo. Wir glauben, durch die Gnade unsers HErrn JEsu Christi selig zu werden. JEsus Christus, gestern und heute 2c. Das ist der Kern aller seiner vielen Predigten gewesen seit fünfzig Jahren, welche er, nich

mit klugen Worten, sondern mit Beweisung des Geistes und der Kraft, seinen Gemeinden vorgetragen hat. So hat er viele zur Gerechtigkeit gewiesen, von denen bereits eine große Schaar in dem sicheren Hafen der ewigen Seligkeit angelangt ist und nun, vor den tosenden Wellen der argen Welt geschützt, in stolzer Ruhe wohnt!

Nun sagt, meine Theuren, ist es nicht etwas Großes, was der HErr der Kirche an diesem seinem Knecht, und durch ihn gethan hat in den fünfzig Jahren seines Predigtamtes? Ja, der HErr hat Großes an ihm gethan, deß sind wir heute fröhlich mit ihm. Der Gott, der ihn einst stark gemacht und treu geachtet hat und gesetzt in das Amt, der hat ihn auch diesen Ehrentag im Predigtamt erleben lassen, und ehrt ihn heute vor der Christenheit als seinen Diener, und darum geben auch wir Ehre, dem Ehre gebühret.

2.

Welches sind nun aber die Gedanken eines frommen Dieners Christi am Ehrentage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums? O, sie sind leicht zu errathen. Unser Texteswort faßt sie alle kurz zusammen in dem Ausruf: „Nicht uns, HErr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre, um deine Gnade und Wahrheit." So spricht auch die Seele unsers lieben Jubilars an diesem Tage, wenn er auf seine Arbeit in seinem fünfzigjährigen Dienst im Weinberg des HErrn zurücksieht. Er weist alle Ehre von sich ab und spricht mit dem Apostel: „Es sei aber ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuz unsers HErrn JEsu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuziget ist, und ich der Welt." Wenn er jetzt reden dürfte, würde er uns zurufen: „Brüder, Brüder, was macht ihr für ein Wesen mit mir an diesem Tage! Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Gott an seinem Knechte gethan hat." Und: „Wer bin ich, HErr, HErr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hierher gebracht hast?" So, sage ich, würde er aus tiefbewegter Seele reden, wenn er reden dürfte; aber er muß jetzt schweigen und stille sein, und muß anhören, was seine Amtsbrüder sagen; und sie, seine Brüder, und diese große Versammlung, welche die Mauern der Kirche nicht zu fassen vermögen, wollen heute auch nichts anderes thun, als die Ehre Gottes erhöhen, indem sie verkündigen, was der HErr an seinem frommen Knecht gethan hat seit fünfzig Jahren bis auf diese Stunde.

Daß aber, meine Lieben, unser ehrwürdiger Herr Jubilar heute alle Ehre Gott gibt und alles allein seiner Gnade und Wahrheit zuschreibt, was in den fünfzig Jahren seines Predigtamts durch ihn, als Gottes Werkzeug, gewirkt worden ist, das ist es ja zunächst, worüber wir heute mit ihm fröhlich sind. Denn darin, daß er Gott die Ehre gibt, hat er erstlich für sich selbst das Zeugniß eines rechtschaffenen Kindes Gottes. Das ist das vornehmste und sicherste Kennzeichen eines wahren Christen und Kindes

Gottes, wenn ein Mensch Gott allein alle Ehre, sich selbst aber alle Schande gibt; wenn er mit dem Dichter spricht:

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd,
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Zum andern hat er darin, daß er Gott allein die Ehre gibt, auch das Zeugniß eines rechtschaffenen Dieners des sanftmüthigen und demüthigen JEsu, der von sich sagt: „Ich suche nicht meine Ehre, sondern ich ehre meinen Vater.“ „Wer aber suchet die Ehre des, der ihn gesandt hat, der ist wahrhaftig, und ist keine Ungerechtigkeit an ihm.“ Ein frommer Diener Christi weiß wohl: Wo der HErr nicht das Haus seiner Kirche bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Er weiß wohl, daß, wenn gleich ein Paulus pflanzt und ein Apollo begeußt, Gott doch das Gedeihen geben muß. Darum spricht er mit dem Apostel: „So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begeußt etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.“ Und also schreibt er allen Segen seiner Amtswirksamkeit allein Gott zu und ruft mit dem Psalmisten aus: „Nicht uns, HErr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre!“

Als einst die Jünger Johannis des Täufers ihrem Meister eine Ehre beilegen wollten, die ihm nicht gebührte, rief er ihnen zu: „Ihr selbst seid meine Zeugen, daß ich gesagt habe, ich sei nicht Christus. Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam; der Freund aber des Bräutigams stehet und höret ihm zu, und freuet sich hoch über des Bräutigams Stimme. Dieselbige meine Freude ist nun erfüllet. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Seht, das ist noch heute aller treuen Prediger Gesinnung, daß sie, als Brautwerber Christi, des himmlischen Bräutigams, ihm die Seelen der Menschen zuführen wollen, daß sie durch ihn Gesegnete des HErrn werden, daß Christus eine Gestalt in ihnen gewinne, ihnen groß werde, daß sie ihn erkennen und an ihn glauben zum ewigen Leben. Ja, das ist eines frommen Dieners Christi einzige Freude in seinem Predigtamt, wenn er siehet und merket, daß seine Zuhörer auf des Bräutigams Stimme achten und ihm nachfolgen. Darum ruft er ihnen auch mit brennendem Herzen mit dem Apostel zu: „Ich eifre über euch mit göttlichem Eifer. Ich habe euch vertrauet einem Manne, daß ich Christo eine reine Jungfrau zubrächte.“ Das hat nun auch unser Herr Jubilar gethan seit fünfzig Jahren, und ist darin nicht müde geworden; deß geben wir ihm Zeugniß an diesem Tage. Und weil er sich des Zeugnisses des HErrn JEsu nicht geschämt hat, so schämen wir uns seiner auch nicht, sondern gleichwie Christus einst seinen Brautwerber Johannes den Täufer vor allem Volk geehret hat, so ehren auch wir unsern Jubilar heute vor den Augen der Christenheit mit unserer Jubelfeier, und geben doch dabei Gott allein die Ehre.

So spricht auch unser Jubilar heute: Bin ich doch einer solchen Ehre nicht werth, viel weniger habe ich sie verdient! Denn — ach! wie unvoll-

kommen ist doch meine Arbeit gewesen im Reich Gottes; wie viel Schwachheit hat doch derselben angehaftet! Wie oft hat sich das Fleisch mit eingemengt durch Trotz, oder durch Verzagtheit, und hat, so viel an ihm war, das Werk Gottes gehindert, oder doch den Geist gedämpft, daß sein Wollen nicht zum Vollbringen kam, oder doch nicht mit solchem Eifer vollbracht wurde, wie es die Ehre Gottes und das Heil der Seelen erfordert hätte. Wenn nun der hohe Apostel von sich sagt: „Ich bin mir wohl nichts bewußt, aber darinnen bin ich nicht gerechtfertiget", was soll ich denn erst von mir sagen, der ich kein Apostel bin, sondern nur gerne einer ihrer geringsten Nachfolger sein möchte? So spricht heute die Seele unsers lieben Jubilars, und die Ehre, die ihm seine christlichen Mitbrüder geben, demüthigt ihn tief vor Gott. Weit entfernt daher, daß er sich solcher Ehre überheben sollte, ruft er aus: „HErr, gehe nicht in's Gericht mit deinem Knechte." „Ich gedenke heute an meine Sünde." Und wir, seine Amtsbrüder, sagen dazu Amen, und stimmen ihm bei aus eigener Erfahrung; denn mit eben derselben Gesinnung stehen auch wir vor Gott. Aber diese Gesinnung unsers theuren Jubilars, nach welcher er sich der ihm heute dargebrachten Ehre nicht annimmt, sondern sie seinem Gott und Heiland in tiefster Demuth zu den Füßen niederlegt und spricht: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen", — diese Gesinnung, sage ich, macht ihm diesen Tag zum Ehrentag, unsere Festfeier zu einer rechten Jubelfeier, und unsere Freude zu einer solchen Freude, die Gott im Himmel wohlgefällt. Ja, diese Gesinnung eines frommen Dieners Christi, die allen Segen Gott und dem Wort seiner Gnade zuschreibt, ist die höchste Zierde seines Amtes, und der schönste Schmuck seines Wandels im Hause Gottes; sie verkläret und heiliget alle Natur- und Gnadengaben, mit welchen er ausgerüstet ist, und macht sie nutz- und dienstbar zum Heil und Frommen der Gemeinde Gottes. Denn was sind alle, auch die glänzendsten Gaben eines Predigers, der Kirche nütze, wenn er sie nicht in Demuth gebraucht und die Ehre Gottes damit sucht? Darum sagt unser Heiland: „Wer da hat" (und mit dem, was er hat, treu umgeht, und wäre es auch nur die geringste Gabe), „dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat" (das ist, mit den Gaben, die er hat, nicht treu umgeht, und wenn sie noch so glänzend wären), „dem wird auch, das er hat, genommen werden."

Was sind nun endlich noch die Gedanken unsers geliebten Jubilars an diesem Tage, der eine fünfzigjährige gesegnete Amtswirksamkeit abschließt? Diese: „Deine Gnade müsse (auch fernerhin) mein Trost sein, wie du deinem Knecht verheißen hast." Das sei denn auch unser Wunsch, den wir ihm heute an seinem Ehrentage darbringen. Die Gnade Gottes, die ihn bis hierher geleitet und ihm geleuchtet hat auf seinem Pfad, sei auch fernerhin sein Stab und Stecken im Alter, und im finstern Thal

des Todes, wenn der HErr, sein Heiland, zu ihm sprechen wird: Nun, mein in dieser Welt wohl geplagter Knecht, nun gehe ein zu deines HErrn Freude! Nun komm, und ererbe das Reich, das dir bereitet ist von Anbeginn der Welt. Darum vereinigen wir unsere Bitte mit der seinigen und flehen mit dem Sänger:

Hilf ferner auch, mein treuer Hort,
Hilf mir zu allen Stunden.
Hilf mir an all und jedem Ort,
Hilf mir durch JEsu Wunden;
Hilf mir im Leben, Tod und Noth
Durch Christi Schmerzen, Blut und Tod,
Hilf mir, wie du geholfen.
Amen.

Schulpredigt über Marc. 4, 25—29.

In Christo allerseits herzlich Geliebte und besonders herzlich geliebte Mitbrüder im Schulamte!

Prediger- und Lehrerconferenzen haben den nöthigen und herrlichen Zweck, daß man sich gegenseitig mit den von Gott verliehenen Gaben theils in der Erkenntniß fördere, theils zu neuem Eifer, frischem Muth und größerer Treue aufmuntere. Dazu sind wir auch heute bei der hier tagenden Lehrerconferenz in diesem schönen Gotteshause erschienen; das soll auch der Zweck dieser Predigt sein. — Da möchte nun mancher denken: Ist denn das so nöthig? Meine Lieben! Jeder Christ hat nöthig, daß er sich fort und fort durch Gottes Wort zu immer größerer Treue in seinem irdischen Berufe aufmuntere; ein christlicher Schulmeister hat das ganz besonders nöthig. Hat doch derselbe die Aufgabe, seine ihm anvertrauten Kinder nicht nur mit allem nöthigen, nützlichen Wissen für das Leben zu bereichern, sondern vor allem die ihm anvertrauten Lämmer JEsu Christi mit dem Wort des Lebens zu erquicken und dadurch Christi Reich zu bauen und des Satans Reich zu zerstören. Wenn daher der Fürst der Finsterniß dagegen wüthet und tobt und einen christlichen Lehrer auf allerlei Weise muthlos zu machen sucht, so ist das wahrhaftig nicht zu verwundern. Dazu kommt, daß ein christlicher Lehrer nicht allein den Geist hat, der willig ist, sondern auch das Fleisch, welches schwach ist. Und je stärker der Geist in ihm ist, je mehr erkennt er seine Schwachheit, und je mehr er diese erkennt, je mehr fühlt er das Bedürfniß gegenseitiger brüderlicher Aufmunterung zu immer größerer Treue und neuer Lust in seinem Berufe. Und wiederum, je schwächer ein Lehrer am Geist ist, desto mehr denkt er von sich selbst und seiner Arbeit, und je mehr er das thut, desto weniger sucht er brüderliche Aufmunterung aus Gottes Wort. Und die Folge davon ist, daß er ent-

weder geschäftsmäßig seinen Beruf treibt, so lange es halbwegs geht, oder wenn Noth und Kreuz kommt, dem HErrn Christo das Amt vor die Füße wirft und einen Beruf sucht, davon er mehr Ehre und Verdienst erwarten kann. Ganz besonders aber hat ein treuer Lehrer, der gern seinem lieben HErrn JEsu recht viel Frucht bringen möchte, deshalb der Aufmunterung so nöthig, weil seine Arbeit eine Arbeit im Reich Gottes ist, da die Frucht nur wenig gesehen, sondern meistens geglaubt werden muß. Da dies den treuesten Arbeiter gar leicht muthlos und verzagt macht, und Verzagtheit in der Arbeit des Reiches Gottes gar gefährlich und schädlich ist, so laßt mich euch zeigen:

Was einen christlichen Lehrer bewegen soll, um so eifriger und treuer in seinem Amte zu sein, je weniger er die gewünschte Frucht seiner Arbeit sieht; nämlich

1. dies, daß Gott von ihm Treue fordert, nicht damit er die Frucht seiner Arbeit sehen, sondern sie glauben soll; und
2. daß er dieselbe nicht verdienen soll, sondern Gott dieselbe aus Gnaden wirken und einst auch offenbar machen will.

1.

In diesen Worten der Bergpredigt redet Christus besonders vom Apostelamt. Seinen Jüngern hatte er vorher gesagt, daß sie das Licht der Welt seien, weil sie mit dem Licht des Evangeliums die ganze Welt erleuchten sollten. Ihnen sagt er: „Mit dem Maß, da ihr mit messet" ꝛc., d. i., je mehr sie die Gnadenschätze des Evangeliums austheilen würden, je mehr sollten sie sich auch derselben getrösten und erfreuen. Ihnen hatte er gesagt: „Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht" ꝛc. Damit will er ihnen sagen: je mehr ihr in der göttlichen Erkenntniß wachst und je treuer ihr sie gebraucht, desto tüchtiger will ich euch zu diesem Amte machen. Dagegen sagt er ihnen: werdet ihr nicht in der Erkenntniß wachsen und dieselbe nicht treu gebrauchen, so werdet ihr immer untüchtiger werden, mein Werk zu treiben. Insofern nun christliche Lehrer in ihrem Berufe an Gottes Stelle stehen und das Wort des Lebens den durch Christi Blut erkauften und durch die Taufe geheiligten Kindern austheilen, insofern gilt auch ihnen diese Ermahnung Christi. Und was Gott von ihnen hier fordert und wozu er auch sie aufmuntern will, das ist nichts mehr und nichts weniger, als Treue in der Ausrichtung ihres herrlichen Amtes. Treue fordert er von ihnen in immer fleißigerem Gebrauch seines Wortes, sowohl im Unterricht, als in der Erziehung. Das soll einem christlichen Lehrer hoch über alle Erziehungsmittel und Methoden stehen; denn das hilft, wo kein Kraut noch Pflaster hilft. Treue fordert der HErr von ihnen ferner in der Anwendung des Gesetzes und

Evangeliums, in dem Unterricht und der Erziehung. Diese Anwendung besteht aber darin, daß man immer treuer und fleißiger die Kinder durch's Gesetz zur Erkenntniß ihrer Sünde, und durch's Evangelium zur Befreiung von derselben zu bringen sucht; daß man nicht mit dem Evangelio die Sünde zuschmiert und verkleinert und mit Gesetzen bessern will. Treue fordert der HErr von ihnen hier ferner, daß sie es sich immer ernster angelegen sein lassen, zu dieser schweren, aber herrlichen Aufgabe sich immer weiter und besser auszubilden und auf den Unterricht immer fleißiger vorzubereiten. Treue fordert der HErr von ihnen im Großen, wie im Kleinen, im Unterrichten, wie im Erziehen, im Ermahnen und Strafen, wie im Trösten und Aufmuntern, in der Lehre, wie im Vorbild und Wandel. Solchen Treuen gibt der HErr auch die gnadenreiche Verheißung, daß er ihnen die Lust zu dem Amte fort und fort mehren, sie mit immer größeren Gnadengaben beschenken, kurz, sie immer tüchtiger machen will, wenn er sagt: „Wer da hat, dem wird" 2c. Kommt ein christlicher Lehrer hierin nicht weiter, so kommt er zurück, es nimmt bei allem Wissen die Erkenntniß des Heils ab. Ohne daß er es merkt, verliert er, bei allem äußerlichen Wachsthum der Schule, die Freudigkeit und Lust zum Amte, und damit auch die Liebe zu den Kindern, und mit derselben die Weisheit und Geduld. Dann aber wird das Amt eine Last, der Lehrer ein Stockmeister, den man lieber gehen als bleiben sieht. Wer nicht hat, dem wird auch noch genommen, was er hat.

Aber so groß die Gefahr ist, daß man in diesem Amte untreu wird, und vergißt, daß man dem HErrn JEsu Frucht bringen soll, so groß ist die Gefahr, in der rechten Treue muthlos zu werden, wenn man nicht die gewünschte Frucht sieht. Dagegen hält nun Christus den Lehrern ein Gleichniß vom Landmann vor die Augen, wenn er sagt: Mit dem Reiche Gottes verhält es sich also: Da streuet der Landmann den Samen auf den Acker, geht hin und schläft und geht wieder an sein Tagewerk, derweilen, während er schläft, fängt der Same an zu keimen und geht auf, ohne daß man es merkt und sieht. So soll nun auch ein christlicher Lehrer die Frucht nicht gleich sehen wollen, sondern glauben. Kein Landmann verzagt an der Ernte, wenn die Aussaat nicht gleich beim Aussäen Frucht bringt, oder wenn er den Samen in der Erde nicht keimen und wachsen sieht und dagegen allerlei Unkraut sich zeigt. Gerade das Unkraut spornt ihn an zu neuem Fleiße, um es auszurotten. Wenn nun der Arbeiter auf einem sichtbaren Acker also handelt, wie viel mehr muß ein Arbeiter im Reiche Gottes die Frucht glauben und gerade durch den Mangel an erwünschter Frucht sich um so mehr antreiben lassen, immer fleißiger und treuer zu arbeiten und dem Unkraut zu wehren. Es gilt also, die Frucht um so mehr zu glauben, je weniger man sie sieht. Das ist nun freilich leicht gesagt, aber schwer gethan. Versetzen wir uns nur einmal in das Wirken eines treuen Lehrers! Nachdem er sich bei Tage abgearbeitet hat in der Schule, sucht er noch bis

in die späte Nacht hinein sich vorzubereiten auf den nächsten Tag. Fröhlich und hoffnungsvoll tritt er nun am andern Morgen in die Schule ein. Aber da sieht er schon, wie gerade die Kinder fehlen, die den Unterricht am nöthigsten hätten. Er beginnt den Unterricht; aber mit Betrübniß muß er merken, wie die Kinder bei dem wichtigsten das Seelenheil betreffenden Gegenstande am unachtsamsten sind. Es wird wiederholt; aber das, was die Kinder für ihr ganzes Leben behalten sollten, ist schon vergessen. Bei allem Bitten, Ermahnen und Strafen wird immer mehr Ungezogenheit offenbar. Da hat er an einem Kind seine helle Freude; aber merklich wird es auf einmal träge und gleichgiltig, oder unverständige Eltern nehmen es aus der Schule. Da hofft er von einem Kinde reiche Frucht, und siehe, kaum ist es aus der Schule, so läuft es die Wege der Welt. Kommt noch dazu Hauskreuz, Nahrungssorge, Verkennung und Undankbarkeit, ach, da kommt dann gar leicht Verzagtheit und Muthlosigkeit und der Gedanke: es ist doch alle deine Arbeit umsonst, gib nur das Amt auf! — Solchen über den Mangel an Frucht Angefochtenen ruft nun der HErr zu: Sei nur getrost, du bist ja mein Säemann, du sollst ja die Frucht nicht sehen wollen; in meinem unsichtbaren Reich gilt der Reichsgrundsatz: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Und glauben kannst du sie getrost, denn mein Wort soll nicht wieder leer zurückkommen; so wenig der Regen und Schnee auf die Erde fallen kann, ohne sie zu feuchten und fruchtbar zu machen, so wenig soll und kann mein Wort wieder leer zurückkommen, es muß Frucht bringen. Wohl ist's ja betrübt, wenn man so viele die Frucht scheinbar gänzlich vernichtende Hindernisse zu bekämpfen hat; aber das kann dennoch Christi Arbeiter nur zu neuem Fleiß anspornen; denn sie haben von Gott die Verheißung: „Eure Arbeit soll nicht vergeblich sein in dem HErrn." Und diese Verheißung ist gewisser denn Himmel und Erde; denn diese werden vergehen, aber sein Wort bleibet und muß erfüllet werden. Gott sei Lob und Dank, für die Frucht will der HErr sorgen! Darum wird und muß es Frucht bringen. Bringt's nicht die Frucht, die du wünschest, so bringt's die Frucht doch, die der HErr gibt; bringt's nicht bei allen, so doch bei einigen Frucht; kommt sie nicht gleich, so doch später; scheint sie unsern kurzsichtigen Augen auszubleiben, so ist sie vielleicht vor Gott um so herrlicher; geht die Saat nicht im Leben auf, so doch vielleicht in der Todesstunde, um dann sofort die herrlichste Frucht zu bringen. Und zuweilen läßt Gott sie doch sehen; aber am herrlichsten muß und kann der Glaube zu immer größerer Treue und neuer Freudigkeit aufmuntern: Gott will dafür sorgen, daß meine Arbeit Frucht bringt.

2.

Doch, meine Lieben, das Muthloswerden in der Arbeit eines christlichen Lehrers hat seinen Grund nicht nur darin, daß man sehen will, wo man glauben soll, sondern auch darin, daß man seine Arbeit entweder unter-

oder überschätzt, entweder zu wenig oder zu viel davon hält. Entweder meint man: ja, wenn du die Gaben, Kenntnisse und Fähigkeiten hättest, wie der oder jener, so würdest du gewiß etwas ausrichten; oder man meint, man könne am allerbesten, besser als alle andern arbeiten, und habe daher auch ein besonderes Recht, vor allen Dingen Frucht zu ernten. Beides, meine Lieben, hat seinen Grund darin, daß man nicht erkennt, daß der HErr es ist, der die Frucht aus Gnaden wirken muß und will. Wo dies nicht erkannt wird, da muß Muthlosigkeit die Folge sein, mag man zu wenig oder zu viel von seiner Arbeit halten. Darum sucht der HErr seine Arbeiter auch zweitens aufzumuntern, indem er ihnen verheißt, daß er die Frucht aus Gnaden wirken und die Ernte geben will, wenn er in dem Gleichniß fortfährt: „Denn die Erde bringet von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren.“ Damit will der HErr sagen: Wie im Reiche der Natur sowohl der Anfang als der Fortgang, wie auch die Reife und die Frucht durch Gottes Schöpfungswort: Die Erde bringe herfür allerlei Gras und Kraut! hervorgebracht wird, so will der HErr im Reiche der Gnade auch alle Frucht durch sein Wort wirken. Nicht die Arbeit des Landmanns läßt die Saat wachsen, nicht in dem Säemann liegt die Kraft, welche die Saat wachsen läßt: so ist auch die Frucht des geistlichen Landmanns auf dem Acker der Kinderherzen nicht Verdienst der Arbeit, sondern alle Frucht im Reiche Gottes ist Gnadenwirkung des Heiligen Geistes. „Ich habe gepflanzt“, sagt Paulus, „Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begeußt etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.“ Daß wir arbeiten dürfen, ist Gnade; daß wir auf Gottes Ackerfelde arbeiten können, ist Gnade; und daß wir etwas ausrichten, ist Gnade. Gott gehört das Arbeitsfeld, darauf ein christlicher Lehrer arbeitet, sein ist der Same, sein ist die Frucht. Aus Gnaden hat dich Gott zu dieser Arbeit berufen, aus Gnaden dazu vorbereitet, aus Gnaden so weit tüchtig gemacht, als du tüchtig bist, aus Gnaden gibt er Lust, Weisheit, Kraft und Segen, Fleiß und Treue, und aus Gnaden wirkt er auch die Frucht. Wie jeder treue Arbeiter in Christi Reich mit Paulo sagen muß: „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin“, so muß er auch, so oft und viel er Frucht erwachsen sieht, sagen: „Gottes Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen.“

Hierin liegt nun aber ein herrlicher, zu immer größerer Freudigkeit aufmunternder Trost. Müßte ein Landmann durch seinen Fleiß sich die Frucht wachsen lassen, dann hätte er guten Grund, an aller Frucht zu verzweifeln. Wäre ein christlicher Lehrer angewiesen, durch seine Begabung das wilde Herz der Kinder zu veredlen, oder durch seinen Fleiß gute Gesinnungen in den Herzen der Kinder zu erwecken, oder durch die Kunst weiser Anwendung guter Lehr- und Erziehungsmethoden die Kinder vor Versuchung zu schützen; müßte er durch seine Weisheit ihre Herzen in der geistlichen Blindheit er-

leuchten, oder durch sein gutes Beispiel ihnen die Kraft zu allem Guten geben; dann hätte er fürwahr guten Grund, an allem rechten Erfolg seines Wirkens zu verzweifeln. Gott sei daher Lob und Dank, daß er von uns nichts weiter verlangt, als treu zu sein mit dem, was er gegeben hat. Keiner braucht daher zu denken: ja, wenn ich die Gaben hätte, so weise, so gelehrt, so erfahren wäre, wie der oder jener, dann wollte ich auch mehr Lust und Freudigkeit haben zu diesem Dienst. Wohl ist's wahr: die Gaben sind nicht zu verachten, sondern höchst nöthig, aber sie sind doch nur Mittel, wodurch Gott Frucht schafft, und Mittel, von denen immer gilt: es ist Gott gleich, durch viel oder wenig helfen. Wohl ist es wahr, es ist etwas Herrliches, stark, muthig und getrost in der Arbeit des HErrn sein; aber stark sind wir nur, wenn der HErr unsere Stärke ist, und der HErr ist unsere Stärke, wenn wir uns als Schwache erkennen und mit Paulo sagen können: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark", denn „seine Kraft ist in mir Schwachen mächtig." Gewiß, es ist ein Großes und etwas Köstliches um die Treue eines Dieners in Christi Reich; aber auch daß wir treu sein können, ist Gnadengabe. Daher kann einen christlichen Lehrer nichts mehr aufmuntern, immer fleißiger, treuer und stärker zu werden und alle Muthlosigkeit immer mehr zu bekämpfen, als der herrliche Trost: Gott will dir ja alles geben, alles sein, und alles durch dich ausrichten, was du nöthig hast.

Doch Gott will nicht nur alles in seinen Dienern wirken, was zum rechten Erfolg nöthig ist, will auch nicht nur Frucht geben, sondern er will auch der Arbeit eine Ernte folgen lassen. Denn Christus fährt in dem Gleichniß fort: „Wenn sie aber", nämlich die Erde, „die Frucht gebracht hat, so schickt er bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da." Damit weist der HErr sie hin auf den seligen Feierabend, auf die fröhliche Erntezeit, damit sie nicht verzagen und muthlos werden, sondern im Aufblick auf das herrliche Ziel immer eifriger, treuer und fröhlicher des HErrn Werk treiben. — Wohl hat das schwere Schulamt auch hier schon für dieses Leben großen Nutzen. Sie legen als Lehrer für die Kinder den Grund zu ihrem irdischen Fortkommen und ihrer zukünftigen Lebensbildung. Eine gute Schulbildung ist für die Eltern, für die Familie und den Staat von unaussprechlichem Segen, aber das ist doch nur mehr ein Segen für dieses Leben. Wohl hat auch das Schulamt in Gottes Augen schon in diesem Leben große Ehre und Herrlichkeit, aber dieselbe ist doch der Vernunft verborgen und unter dem Kreuz verdeckt, und muß daher geglaubt werden. Es ist eine große Gnade, den Schatz der reinen Lehre nicht nur zu besitzen, sondern denselben auch austheilen zu dürfen und die Lämmer JEsu Christi damit weiden zu können; aber das erkennt die Welt nicht. Fromme Lehrer stehen an Gottes Stelle und sollen die Kinder geistlich nähren und mit dem Brod des Lebens versorgen. Aber diese Herrlichkeit ist unter dem Kreuz verborgen und nur dem Glauben bekannt. Doch einst wird die Erntezeit kommen! Da wird der HErr die Sichel schicken, die

alles Unkraut, welches die Frucht hienieden verdeckte, weg- und abthun wird, so daß nun die Frucht nicht mehr geglaubt, sondern geschaut wird. Da wird dann der HErr die verborgene Treue seiner Knechte, die hier so oft verkannt und mit Undank belohnt wurde, offenbar machen und das, was Gnadengabe und Gnadenwerk des Heiligen Geistes war, noch belohnen. Da wird dann die saure Arbeit in süße Ruhe, der heiße Kampf in ewigen Sieg, das Dulden mit Christo in das Herrschen mit ihm, und alles Seufzen in ewiges Jubiliren verwandelt werden. Auf die Thränenaussaat wird dann die Freudenernte folgen, die sie zu ewigem Jubel bewegen wird. Dann werden sie schauen, wie Großes der HErr durch seine schwachen Werkzeuge ausgerichtet, wie herrliche Frucht er gewirkt hat, wo sie dachten, es sei alles verloren. Und das wird dann mit denen, welchen sie den Weg zu Christo gezeigt haben, ihnen eine immerwährende Ursache sein, Gott zu loben und seine Gnade zu preisen, welche die Frucht gewirkt hat. Wie daher der Landmann, so oft er müde wird von der schweren Arbeit, dadurch immer wieder neuen Muth gewinnt, daß er auf die Ernte blickt, so gilt es für einen christlichen Lehrer, daß er nie vergißt: Gott will nach seiner Verheißung eine Ernte bescheren. Das gibt ihm immer wieder neue Lust, frischen, frohen Muth und Antrieb zu immer größerer Treue. Darum bitten wir dich, HErr JEsu:

„JEsu, stärke deine Kinder
Und mache die zu Ueberwinder,
Die du erkauft mit deinem Blut.
Schaffe in uns neues Leben,
Daß wir uns stets zu dir erheben,
Wenn uns entfallen will der Muth.
Geuß aus auf uns den Geist,
Dadurch die Liebe fleußt
In die Herzen,
So halten wir,
Getreu an dir
Im Tod und Leben für und für."

G. A. M.

Predigtstudie über das Evangelium des Sonntags Septuagesima.

Matth. 20, 1—16.

Das sogenannte Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg hat schon vielen Auslegern Anlaß gegeben, ihren Scharfsinn spielen zu lassen und mit ihren Deutungskünsten alles Mögliche und Unmögliche zu probiren. Es kommt auch insonderheit bei Behandlung dieses Gleichnisses Alles darauf an, daß man das tertium comparationis, die Tendenz des HErrn erkenne und in den vom Text selbst gewiesenen Grenzen verbleibe.

Wir vergegenwärtigen uns zunächst den Inhalt des Gleichnisses selbst. Nach V. 1—7. ging ein Hausvater oder Besitzer eines Weinbergs zu verschiedenen Zeiten aus, um Arbeiter zu dingen, die seinen Weinberg bestellen sollten. Schon früh Morgens machte er sich auf den Weg und miethete Arbeiter und wurde mit denen eins um einen Groschen. Ein Groschen oder Denar, etwa 75 Pfennige, war der übliche Tagelohn eines Arbeiters. Dann ging er wiederum aus um die dritte, sechste, neunte und elfte Stunde, das heißt Vormittags 9 Uhr, Mittags 12 Uhr, Nachmittags 3 Uhr, Abends 5 Uhr, und dingte neue Arbeiter. Weil diese nur einen größeren oder geringeren Bruchtheil des Tags zu arbeiten hatten, so schloß er mit ihnen keinen förmlichen Contract, sondern versprach ihnen zu geben, was recht und billig sei.

Der characteristische Zug dieser Erzählung ist nun die Art und Weise der Lohnvertheilung am Feierabend. Es heißt weiter V. 8. 9.: „Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe den Arbeitern und gib ihnen den Lohn, und hebe an an den Letzten bis zu den Ersten. Da kamen, die um die eilfte Stunde gedinget waren, und empfing ein Jeglicher seinen Groschen." Es ist schon bezeichnend, daß der Schaffner oder Verwalter im Auftrag seines Herrn mit der Lohnaustheilung bei den Letzten anhob. Was aber am meisten auffällt, ist, daß die Letzten, welche nur eine Stunde gearbeitet hatten, einen Groschen, das ist den vollen Tagelohn empfingen. Das gemeine Recht, nach welchem sonst die Arbeitsherren mit ihren Arbeitern handeln, bemißt den Lohn nach der Arbeit und Leistung. Wer kurze Zeit gearbeitet hat, verdient und erhält weniger Lohn, als wer lange Zeit gearbeitet hat. Der Weinbergsherr im Gleichniß richtete sich nicht nach dieser Regel. Er gewährte den Letzten, die um die elfte Stunde gedingt waren, den vollen Tagelohn. Der Groschen, den diese Letzten empfingen, war kein verdienter Lohn, im Grunde überhaupt nicht Lohn, sondern Gabe und Geschenk.

„Da aber die Ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfahen." V. 10a. Diese Ersten rechneten nach der gewöhnlichen Weise. Sie meinten, sie würden und müßten mehr empfangen, als die Letzten, weil sie viel länger gearbeitet hatten. Aber sie wurden in dieser ihrer Meinung und Erwartung getäuscht. „Sie empfingen auch ein Jeglicher seinen Groschen." V. 10b. Sie bekamen nicht mehr, als die Letzten. „Und da sie den empfingen, murrten sie wider den Hausvater, und sprachen: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben!" V. 11. 12. Die Ersten machten es dem Hausvater zum Vorwurf, daß er ihre harte, sauere Arbeit übel belohnt, ihnen nur so viel gegeben habe, wie den Letzten, welche nur eine kühle Abendstunde im Weinberg zugebracht hatten. Sie thaten sich auf ihre Arbeit etwas zu gute, erhoben sich über die Andern, welche weniger geleistet hatten, und zeigten mit ihrem Murren eine feindselige

Gesinnung gegen den Herrn des Weinbergs, der die Letzten ihnen gleich gemacht.

Indem der Weinbergsherr jetzt Einen aus der Menge der Murrenden herausgriff, entgegnete er, und was er dem Einen sagte, galt ihnen allen: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins worden um einen Groschen? Nimm, was dein ist, und gehe hin." V. 13. 14a. Der Hausvater that diesen Ersten kein Unrecht. Die waren ja mit ihm eins geworden um einen Groschen, und empfingen jetzt den contractmäßig festgesetzten Lohn. Sie forderten eine Belohnung, die ihrer Arbeit und Leistung entspräche, und erhielten auch den üblichen Lohn für eine Tagesarbeit, einen Groschen. Sie forderten ihr Recht, und bekamen ihr Recht. Der Hausvater fährt fort: „Ich will aber diesem Letzten geben gleichwie dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen?" V. 14b. 15a. Er hat Macht, mit dem Seinen zu thun, was er will. Er hat Macht und Recht, von seinem Gut, wem er will, zu schenken, so viel er will. Und nun will er eben diesen Letzten einen Groschen schenken. Und wenn er den Einen etwas schenkt, so ist er darum nicht schuldig und verpflichtet, Andern auch ein Geschenk zu machen. Wo es sich um Gabe, Geschenk und Wohlthat handelt, kann von Schuldigkeit, Verdienst, Lohn keine Rede sein. Er ist nicht schuldig, den Ersten über Verdienst hinaus, mehr, als einen Groschen zu geben, ihnen etwas zu schenken, und will ihnen auch nichts schenken, weil sie das Geschenk als Recht, als Lohn fordern, weil sie gar nicht wissen und würdigen, was ein Geschenk, eine Gabe, zu bedeuten hat. Mit dem letzten Wort: „Sieheſt du darum scheel, daß ich so gütig bin?" V. 15b., straft der Herr des Weinbergs den Neid jener Ersten, daß sie den Letzten die empfangene Wohlthat nicht gönnen, und offenbart die eigentliche Gesinnung seines Herzens, daß er von Herzen gütig ist. Gerade an den Letzten, die nur wenig gearbeitet und keinen Groschen verdient haben, erweist und verherrlicht er seine große Güte. Die Ersten dagegen bekommen von seiner Güte nichts zu schmecken, weil sie sich eben an seiner Güte ärgern.

Wer diesen letzten Passus des Gleichnisses, V. 8—15., genau erwägt, der wird über Sinn und Tendenz des Gleichnisses nicht in Zweifel sein. Das Gleichniß ist ein Bild des Himmelreichs. Das Himmelreich wird öfter einem Weinberg verglichen, z. B. Jes. 5., Matth. 21, 33. ff. Gott beruft die sündigen Menschen in sein Reich, und zur Arbeit in seinem Reich. Der HErr will uns aber hier nun belehren, wie Gott zu denen steht, die er berufen hat, und wie er mit ihnen handelt. Er zeigt hier das eigenthümliche Recht des Himmelreichs. Im bürgerlichen Reich findet Leistung und Verdienst des Menschen gebührende Anerkennung und gebührenden Lohn. Im menschlichen Leben verhält es sich überhaupt so, daß, wer Zeit seines Lebens fleißig arbeitet und alle seine Kräfte seinem Beruf zuwendet, es weiter bringt, als Einer, der lange Zeit müßig geht und erst in späteren Jahren

sich zu rühren und zu regen beginnt. Im Reich Gottes gilt ein anderes Recht, herrscht eine andere Ordnung. Wo es sich darum handelt, wie der Mensch vor Gott gerecht und selig wird, da wird auf Werke und Verdienst der Werke keine Rücksicht genommen, da entscheidet allein die Gnade Gottes. Gott theilt die Güter seines Reiches aus, wie er will, und richtet sich dabei nicht nach der Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Empfänger. Die geistlichen, himmlischen Güter sind ein freies Geschenk seiner Huld und Gunst. Gott ist über die Maßen gütig und gnädig. Und er handelt in seinem Reich mit den Menschen nicht nach Recht, sondern nur nach Gnade. Das Himmelreich ist ein Gnadenreich. Die Gnade aber ist, wie Luther hervorhebt, den Unverdienten vermeint. Ein sündiger Mensch kann sich ja auch nun und nimmer mit seinen Werken bei Gott etwas verdienen. Er kann, wie viel er auch Gutes wirken mag, nun und nimmer Sünde und Uebertretung meiden. Wer aber an Einem sündigt, der ist das ganze Gesetz schuldig. Wenn Werk und Verdienst vor Gott gelten soll, dann verdient sich der Mensch nur Ungnade und Zorn, Hölle und Verdammniß. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum JEsum geschehen ist. Bei Gott gilt nichts, denn Gnad und Gunst, die Sünde zu vergeben, es ist doch unser Thun umsonst, auch bei dem besten Leben. Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güten. Es gibt auch wohl unter denen, die in's Himmelreich berufen sind, Unterschiede. Die Einen haben des Tages Last und Hitze getragen, haben im Reich Gottes lebenslänglich viel gearbeitet, sind fleißig gewesen in guten Werken, haben auch, wie die ersten Jünger, um des Himmelreichs willen viel verlassen und verleugnet, um des Namens Christi willen viel gelitten. Andere sind viele Stunden des Tages am Markt der Welt müßig gestanden, haben geraume Zeit ihres Lebens, etwa die meiste Zeit eiteln Dingen nachgetrachtet und sind dann später erst zur Buße gekommen und haben dann wenig Zeit mehr übrig, ihre Buße und Besserung mit der That zu beweisen. Was aber ihre Stellung zu Gott, ihre Geltung vor Gott anlangt, so sind die Ersteren den Letzteren völlig gleich. Die Einen werden, wie die Andern, allein aus Gnaden gerecht und selig. Die Ersten können auch mit dem besten Leben nicht vor Gott bestehen. Denn sie sündigen noch täglich reichlich, und Recht und Sold der Sünde ist Tod und Verderben. Gerade an den Letzten, an armen Schächern, welche in ihrem Leben der Ungerechtigkeit gedient haben und in der elften Stunde, in der letzten Stunde noch Buße thun und nun ohne alle Werke und Verdienst vor Gott treten und flehentlich bitten: „Erbarme dich, erbarme dich, Gott, mein Erbarmer, über mich!“ und von Gott noch zu Gnaden angenommen werden, zeigt sich recht, was Gnade ist und heißt. Und eben auf diesem Wege, wie ein armer Schächer selig wird, werden Alle selig, welche überhaupt selig werden, allein aus Gnaden und Erbarmen.

Neben den Letzten werden im Gleichniß die Ersten, welche gegen den Hausvater murrten, weil sie nicht mehr empfingen, als Jene, hervorgehoben. Unter denen, welche berufen sind, in dem coetus vocatorum finden sich gar viele solche hoffärtige Gesellen, wie sie hier abgemalt sind, welche auf ihre Werke sich etwas einbilden, sich über Andere erheben, die nicht so viel, wie sie, gearbeitet haben, und vor Gott auf ihr Recht pochen und trotzen und sich an der Güte und Gnade Gottes ärgern, denen die Weise, die im Reich Gottes gilt, das Evangelium von der Gnade Gottes ein Anstoß, ein Dorn im Auge ist. Es sind dies entweder Heuchler, welche nur äußerlich in die Kirche eingegangen sind, denen Buße und Glaube ganz fremd ist, und welche mit einer gewissen äußerlichen Ehrbarkeit und ein paar armseligen Werken, Opfern, Almosen vor Gott bestehen wollen. Oder es sind Leute, die wirklich einmal Christen waren, des Glaubens Kraft erfahren und erwiesen, die Welt und ihre Lust verleugnet, die Schmach Christi getragen haben und in Sachen des Reiches Gottes lange recht thätig und geschäftig gewesen sind. Aber sie haben dann dem Stolz des natürlichen Herzens Raum gegeben. Sie thun sich nun vor Gott auf ihre guten Werke, ihre christliche Erkenntniß und Erfahrung etwas zu gute. Sie verachten Andere, welche in ihrer Erkenntniß und in ihrem Christenwandel noch merkliche Mängel und Schwächen zeigen, meinen vor vielen Mitchristen ein Vorrecht zu haben. Der Predigt des Evangeliums, welche allen armen Sündern ohne Unterschied Gnade anbietet und zusagt, werden sie allmählich überdrüssig. Sie murren in ihrem Herzen, wenn ein armer Schächer, der selbst vor der Welt seinen guten Namen verloren hat, Buße thut und absolvirt wird und an allen Rechten und Gütern der Kirche vollen Antheil erhält. Sie reden wohl auch noch von Gnade, sie haben ja die Sprache Canaans gelernt, aber verlernen und vergessen immer mehr, was eigentlich Gnade ist, betrachten die Gnade als Recht, meinen ein Anrecht, einen Anspruch zu haben auf Gottes Gunst und Gnade. Und so fallen sie schließlich ganz von des rechten Glaubens Trost. Solche Pharisäer, grobe und feine, seien es Heuchler, seien es Abtrünnige, haben oder behalten keinen Platz im Reich Gottes, im Reich der Gnade. Sie werden schließlich von dem HErrn abgewiesen. Er kennt sie nicht oder kennt sie nicht mehr. Denn er ist der gütige, gnädige, barmherzige Gott, und sie sind Feinde der Gnade. Sie wollen nicht allein aus Gnaden selig werden, nicht auf gleiche Weise selig werden, wie ein armer Zöllner und Schächer selig wird, und so werden sie überhaupt nicht selig, denn es gibt keinen andern Weg der Seligkeit, als diesen: ohne des Gesetzes Werke, allein aus Gnaden. Sie bekommen ihr Recht. Gott vergilt ihnen, wie sie es wollen und fordern, nach ihrem Verdienst. Was sündige Menschen aber verdienen, ist nichts Anderes, als Zorn und Verdammniß. Wer nach Recht und Gerechtigkeit gerichtet werden will und gerichtet wird, der ist verloren.

Daß wir hier recht gedeutet haben, beweist auch der Zusammenhang

dieser Gleichnißrede mit dem Vorhergehenden. Vorher hatte der Evangelist Matthäus berichtet, daß Petrus dem HErrn die Frage vorlegte: „Siehe, wir haben Alles verlassen, und sind dir nachgefolget, was wird uns dafür?“ 19, 27. In der Erwiderung auf diese Frage verheißt JEsus seinen treuen Jüngern allerdings einen Gnadenlohn, 19, 28. 29., fügt aber zugleich die Warnung hinzu: „Aber Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein.“ 19, 30. Es war das eine bedenkliche Frage: „Was wird uns dafür?“ Die Herzen der Jünger waren noch nicht frei von Hoffart, Ehrgeiz, Lohnsucht. So warnt sie der HErr vor solchem verkehrten Sinn und begründet seine Warnung mit dem folgenden Gleichniß und zeigt, daß in dem Himmelreich, das er auf die Erde gebracht hat, allein Gunst und Gnade gilt, und daß diejenigen, welche sich durch Werke bei Gott etwas verdienen wollen, an diesem Reiche keinen Theil haben oder behalten. Diese Wahrheit sollen die Jünger aller Zeiten beherzigen. Gläubige Jünger sind ja wohl keine solchen Pharisäer, wie sie in dem Gleichniß beschrieben sind, aber auch in den Herzen wahrer Christen, und gerade auch erfahrener und bewährter Christen regen sich noch solche pharisäische Gedanken, wie sie von den Ersten im Gleichniß ausgesprochen werden. Und darum sollen alle Christen sich wohl vorsehen, daß sie solchen Gedanken nicht Raum geben, und bedenken, wie gänzlich dieselben der christlichen Lehre, dem christlichen Glauben widersprechen, und wie verderblich dieselben werden, wenn man ihnen nicht bei Zeiten wehrt und steuert.

Man bleibe aber nun auch bei dem eigentlichen Vergleichspunkt stehen und gehe nicht über den Text hinaus! Die Lehre, die der HErr hier vorträgt, die Hauptlehre des Christenthums, ist so groß und wichtig, so ernst und so tröstlich, daß man wahrlich genug davon sagen kann, und daß man sie nicht durch allerlei vorwitzige Deuteleien, die nicht zur Sache dienen, verdunkeln sollte. Fast sämmtliche Ausleger merken bei Auslegung dieses Gleichnisses an, daß viele Züge desselben zu den ornamenta parabolae, zum Schmuck der Rede gehören, viele aber von ihnen vergessen und ignoriren dann in der Durchführung die von ihnen aufgestellte Regel. Man schießt über das Ziel hinaus, wenn man die einzelnen Stunden, die erste, dritte Stunde u. s. w. auf die verschiedenen Lebensalter des Menschen oder die verschiedenen Zeiten und Epochen der Geschichte des Reichs Gottes deutet. Der HErr will nur den Unterschied zwischen solchen Arbeitern, die lange, und solchen, die nur kurze Zeit gearbeitet haben, veranschaulichen. Man geräth in Confusion, wenn man den Abend, an welchem der Lohn ausgetheilt wird, auf den Abend oder das Ende der Welt bezieht und von der Abrechnung am jüngsten Tage hier viele Worte macht. Denn die Gedanken, welche die murrenden Arbeiter aussprechen, werden schon hier in dieser Zeit laut, nicht erst am jüngsten Tage. Ja wohl, der Weinberg ist das Reich Gottes, und die in's Reich Gottes berufen werden, die werden auch zur Arbeit im Reich Gottes berufen. Aber es ist hier nicht der Ort, von der Arbeit im Reich

Gottes, zu welcher alle Christen verpflichtet sind, ausführlich zu reden. Es handelt sich hier nur um die Frage, ob die Arbeit Verdienst in sich schließt und ein Recht auf Lohn begründet. So liegt auch der Gedanke an den Gnadenlohn, den treue Arbeit im Weinberg des HErrn nach sich zieht, außerhalb des Contextes. Und nun lasse man auch den unschuldigen Groschen in Ruhe! Man mag den Groschen deuten, wie man will, so wird die Sache schief und verkehrt. Etliche ältere Ausleger verstehen unter dem Groschen Christum. Aber, wie Calov kurz und richtig entgegnet, Christus wird doch nicht denen, die da murren, gegeben. Eine größere Anzahl von Exegeten, schon ältere nach dem Vorgang Augustin's, und die meisten neueren, z. B. auch Meyer, Keil, sagen, daß der Groschen das ewige Leben sei, und nehmen dann auch an, daß auch den Murrenden das ewige Leben zu Theil werde, nur eine besondere Auszeichnung, die sie über das ewige Leben hinaus verlangen, werde ihnen vorenthalten. Es genügt, was Calov hiegegen bemerkt: „Das ewige Leben wird nicht den Werken gegeben, sondern ist ein reines Geschenk Gottes." „Es ist unpassend, daß die, welche den ganzen Tag gearbeitet haben, mehr, als das ewige Leben gefordert haben sollten; denn was kann noch mehr gegeben werden?" „Daß aber Etliche sich beklagen, murren, widersprechen, Andere beneiden . . . damit lehrt Christus, daß dieselben endlich wegen ihrer Undankbarkeit gegen Gott, wegen ihres Vertrauens auf ihre eigenen Verdienste, wegen ihres Neids gegen den Nächsten, verworfen werden sollen." Eine dritte Klasse von Auslegern denkt bei dem Groschen im Allgemeinen an irgend welche Belohnung und Vergeltung, an allerlei geistliche und vor Allem zeitliche, irdische Gaben und Güter. Aber auch die Arbeiter, die vom Hausvater abgefertigt werden und von ihm weggehen, empfangen ihren Groschen und nehmen denselben mit sich hinweg. Die Consequenz dieser Deutung fordert, daß man dann auch, wie manche Neuere thun, von einem Lohn, einem Segen in der Hölle rede. Nein, man lasse sich nicht so durch den Groschen vexiren und bedenke, daß die Erzählung eines natürlichen Vorgangs nicht in allen Stücken auf das geistliche Gebiet Anwendung leidet. Das Gleichniß redet von dem Groschen in sehr verschiedenen Wendungen und Beziehungen. Der Groschen, den die Letzten empfangen, ist ein freies Geschenk der Güte des Weinbergsherrn. Daß die Letzten einen Groschen, das heißt, viel mehr empfangen, als sie verdient haben, das bedeutet, daß Gott in seinem Reich seine Güter, Gaben, Gerechtigkeit, Seligkeit nicht nach Verdienst der Werke, sondern nach Gunst und Gnade austheilt. Der Groschen, welchen die Ersten empfangen, ist ihr verdienter Lohn. Daß die Ersten ihren Groschen empfangen, und nicht mehr, das bedeutet, daß diejenigen, welche auf Recht, Lohn, Vergeltung pochen, eben auch ihren gebührenden Lohn, ihr Recht, eben das, was sie verdient haben, bekommen. Was aber sündige Menschen verdienen, das ist Hölle und Verdammniß.

Wenn man von den Spazierfahrten der Ausleger wieder zu den ein-

fältigen Worten des Textes zurückkehrt und sorgfältig prüft und erwägt, was der HErr mit diesem Gleichniß eigentlich will, wird man immer wieder auf das Eine, auf die kurze Summa zurückkommen: Aus Gnaden, hier gilt kein Verdienen! Wer sich Himmel und Seligkeit mit Werken verdienen will, der verscherzt und verliert die Seligkeit. Auch neuere Ausleger, wie Rupprecht, Bleek, Holtzmann bestimmen den Hauptgedanken richtig dahin: „daß in Beziehung auf die Theilnahme an den Gütern des Himmelreichs vor Gott kein Verdienst gelte, sondern Alles ein Werk der freien Gnade Gottes sei."

Demgemäß schreibt Luther in der Kirchenpostille: „Dies Evangelium haben etliche Väter gezogen auf die Prediger von der Welt an bis an's Ende: Daß die erste Stunde sei Adams Zeit, die dritte Noä Zeit ꝛc. Solch' Geschwätz ist gut, die Zeit zu vertreiben, weil man sonst nichts zu predigen hat. Denn das will sich übel reimen, daß der Groschen soll das ewige Leben sein, daran sich die Ersten, als Adam und die ersten heiligen Patriarchen, nicht lassen begnügen, und sollen im Himmelreich solche heilige Leute murren, dazu vom Hausvater gescholten und für die Letzten, das ist, verdammt gehalten werden. Darum lassen wir solche Fabeln fahren, und bleiben bei der einfältigen Lehre und Meinung Christi, der mit diesem Gleichniß zeigen will, wie es zugehe im Himmelreich, das ist, in der Christenheit auf Erden, daß Gott daselbst wunderlich richtet und wirkt, nämlich auf die Weise: daß er aus den Ersten die Letzten und aus den Letzten die Ersten macht. Und ist alles gesagt, zu demüthigen diejenigen, die etwas sind, daß sie sich auf nichts sollen verlassen, denn auf die bloße Gottes Güte und Barmherzigkeit. Wiederum, daß diejenigen, die nichts sind, nicht verzagen, sondern auf Gottes Güte sich auch verlassen, alsowohl als jene. Derhalben muß man dieses Gleichniß nicht in allen Stücken ansehen, sondern auf das Hauptstück merken, was er damit wolle: nicht achten, was Pfennig oder Groschen heiße, nicht, welche die erste oder letzte Stunde sei, sondern was der Hausvater im Sinn hat und will, wie er seine Güte höher, ja, allein will geachtet haben, mehr denn alle Werke und Verdienst." „Er will zeigen, daß es eitel Güte sei, was Gott uns gibt, und keiner über den andern vermessen sei." In der betreffenden Predigt der Hauspostille faßt Luther das, was Christus hier lehrt, in den Satz zusammen, „daß im Reich Christi Alles gleich sei, darum, daß Gott mit uns allen nicht nach Verdienst, sondern allein nach Gnaden und Barmherzigkeit, um seines Sohnes, Christi JEsu, willen, handeln will".

Hiermit stimmt Valerius Herberger: „Etliche nennen das heutige Evangelium das schwere Evangelium. Unverstand macht alles schwer; lerne es nur gründlich verstehen, so wird es ein leichtes, lichtes und recht tröstliches Evangelium werden." „Es ist dieses Evangelium seiner Güte halber nicht genugsam zu loben; denn es ist über alle Maßen tröstlich bußfertigen und wehmüthigen Herzen, welche Lust haben, selig zu werden. Das ist der

Kern: Niemand verzweifle; steht doch unsere Seligkeit nicht in guten Werken, sondern einzig und allein bloß auf dem Grunde, daß der himmlische Vater so gütig ist. Unsere Seligkeit beruht nur auf der Barmherzigkeit, Gnade und Güte des himmlischen Vaters, welche uns der HErr JEsus am Kreuz mit seiner blutigen Arbeit erworben. Aber sehr schrecklich ist es auch allen aufgeblasenen, stolzen Geistern, deren Herz in Hoffart wie ein Backofen aufgeschwollen ist, und die auf ihre eigene Heiligkeit bauen. Denn sie werden allhier stumpf abgewiesen: Nimm, was dein ist; das ist ein Stich, der nicht blutet; und gehe hin, das ist der Tod im Topf des Gewissens."

Die zwei letzten Sätze des Textes, welche nicht zum Gleichniß selbst gehören, in denen der HErr vielmehr eine Art Deutung gibt, bestätigen nur die dargelegte Auffassung. Die erste Sentenz, V. 16a.: „Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein", hat offenbar nicht den Sinn, wie viele neuere Ausleger wähnen, daß die Letzten den Ersten und die Ersten den Letzten gleichgestellt werden sollen, so daß auch die, welche die Letzten werden, als im Himmelreich verbleibend gedacht werden; sondern Luther hat das Rechte getroffen, wenn er bemerkt: „Welche die Ersten sind vor den Menschen, das ist, die sich selbst halten und halten lassen für die Nächsten und Ersten vor Gott, denen geht es gleich widersinnisch vor Gott, daß sie die Letzten sind vor ihm und die Allerweitesten; wiederum welche die Letzten sind vor den Menschen, das ist, die sich selbst halten und halten lassen für die Fernsten und Letzten vor Gott, denen geht es auch widersinnisch, daß sie die Nächsten und Ersten sind vor Gott." Diejenigen, welche aus Ersten die Letzten werden, das heißt, die von Gott am allerweitesten entfernt sind, sind dann eben damit von dem Bereich der Güte und Gnade Gottes, vom Reich Gottes, von Himmel und Seligkeit ausgeschlossen, ähnlich wie der, welcher Matth. 5, 19. „der Kleinste im Himmelreich heißt", im Himmelreich selbst keinen Platz mehr hat.

Die zweite allgemeine Sentenz, V. 16b., die sich auch noch Matth. 22, 14. findet, lautet: „Denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt." Von den Vielen, die berufen sind, sind nur Wenige auserwählt und werden nur Wenige selig, die Meisten, welche berufen sind, werden nicht selig, sondern gehen verloren, und zwar darum, wie das Gleichniß lehrt, weil sie nicht aus Gnaden selig werden wollen, weil sie die Güte und Gnade Gottes verachten. Schließlich gehören auch die von den Berufenen, welche nicht sowohl aus Hochmuth fallen, sondern das Zeitliche, die Welt und ihre Lust lieb gewinnen und damit den Glauben und das gute Gewissen verlieren, zu den Verächtern der Gnade. Dieser bekannte Spruch gibt uns übrigens keinen näheren Aufschluß über die Gnadenwahl, jenen ewigen Rath Gottes, sondern besagt nur, daß der Auserwählten und also derer, die selig werden, wenige sind. Außerdem kann man etwa noch das aus dem Zusammenhang entnehmen, was die Concordienformel im 11. Artikel herausnimmt, daß Gott seine Auserwählten denselben Weg führt, wie alle Sünder, daß er sie

durch das Evangelium beruft ꝛc. Ganz absurd und schriftwidrig ist es, wenn neuere Theologen, wie z. B. auch Keil, auch die vielen Berufenen, die nicht auserwählt sind, selig werden lassen und den Auserwählten eine besondere hohe Ehrenstellung im Himmelreich einräumen.

Man halte nun auch in der Predigt über dieses Evangelium den Hauptgedanken fest und setze allen Fleiß daran, denselben nach Gebühr herauszustreichen. Man disponire etwa folgendermaßen: Aus Gnaden, hier gilt kein Verdienen! 1. Wir werden allein aus Gnaden gerecht und selig. 2. Wer sich durch Werke die Seligkeit verdienen will, der wird verdammt. Man kann die Sache aber auch so wenden, wie es Luther in einer Predigt gethan hat, und hervorkehren, daß im Himmelreich Alle gleich seien, und zum Ersten darlegen, daß wir allzumal Sünder sind und des Ruhmes vor Gott mangeln und ohne Verdienst gerecht werden aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum JEsum geschehen ist; zum Andern, daß, wer sich über die Andern erhebt und vor Gott mehr gelten will, als Andere, sich damit vom Himmelreich ausschließt. Die Ersten werden in unserm Text als Warnexempel aufgestellt. So kann man an ihrem Beispiel auch zeigen, wie gefährlich es ist, wider die Güte Gottes zu murren, daß man damit den ganzen Grund des Christenthums umstößt, und daß man damit sich selbst Heil und Leben abschneidet. Gerade an dem Exempel der Letzten weist der HErr nach, was seine Güte und Gnade zu bedeuten hat. So kann man aus dem Gleichniß auch folgende Disposition herausziehen: Wir wollen auf keine andere Weise selig werden, als wie ein armer Schächer und Missethäter selig wird. Denn 1. Das ist nach des HErrn Zeugniß die einzige Weise, wie sündige Menschen selig werden. 2. Wer auf eine andere Weise selig werden will, der geht sicher verloren. Es sind das alles nur Variationen des Einen Thema, dem der ganze Text dient. Ueber die Ausführung dieses Thema ist im Obigen genug bemerkt.

Es ist aber auch ganz am Platz, wenn man einmal die eine oder die andere der beiden wichtigen Sentenzen, mit welchen der Text abschließt, zum Text und Thema der Predigt nimmt. Denn beide Sätze stehen mit dem Grundgedanken des Gleichnisses in engem Zusammenhang. Also: Die Letzten werden die Ersten, und die Ersten die Letzten sein. 1. Die Letzten, welche sich keines Dings vor Gott rühmen, werden von Gott zu Gnaden angenommen. 2. Die Ersten, welche auf ihre Werke und Verdienst pochen, werden von dem Reich der Gnade ausgeschlossen. Oder: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. 1. Die Wenigen, welche auserwählt sind und selig werden, werden allein aus Gnaden selig. 2. Die Vielen, welche berufen sind und doch nicht selig werden, gehen allein durch ihre Schuld verloren. G. St.

Dispositionen über die Sonn- und Festtagsevangelien.

Mariä Reinigung.

Luc. 2, 22—32.

Das Fest der Reinigung Mariä heißt der heutige Tag; man sollte ihn lieber nennen das Fest der Darstellung JEsu. Denn wenn auch, was von Maria an jenem Tage geschah, seine tiefe und wichtige Bedeutung hat, so ist doch viel wichtiger und bedeutsamer, was mit dem Kindlein JEsus geschah.

Die Darstellung JEsu im Tempel, ein tröstliches und mahnendes Zeugniß dafür, daß wir durch ihn leben sollen.

1. Inwiefern wir an der Darstellung JEsu ein solches Zeugniß haben.

a. Die Darstellung der Erstgebornen geschah im Alten Testament zum Andenken an die Errettung der Erstgeburt in der Nacht des Auszugs aus Egypten um des Blutes willen des Osterlamms, womit die Thürschwellen gezeichnet waren. Weil aber für die Erstgebornen der übrigen Stämme die Leviten dem HErrn geweiht waren, 4 Mos. 3, 12., konnte die Erstgeburt der andern Stämme bei ihrer Darstellung gelöst werden mit fünf Sekel Geldes, 4 Mos. 18, 15. 16. So sollte Israel stets deß eingedenk bleiben, daß durch des Lammes Blut Israel das Leben habe und nun dem HErrn angehöre zu Dienst und Ehren.

b. Alles aber, das Osterlamm, die Leviten, die Erstgeburt, war Schatten und Vorbild; das Wesen, die Erfüllung war in Christo. Wie die Leviten für alle Erstgeburt und die Erstgeburt für das ganze Volk dem HErrn geweiht war, so für die ganze Menschheit Christus, der Erstgeborne unter vielen Brüdern. Darum wird auch er, obschon er nicht durch des Lammes Blut vom Tode errettet war, doch dem HErrn dargestellt, und wir lesen nicht, daß er gelöst worden sei; er sollte dem HErrn verhaftet sein und bleiben für alles Volk, sein Leben einsetzen für das Leben aller seiner Brüder, er, der gesetzt war als Hoherpriester und Opfer zugleich. Und er ward nicht verschont von dem Würger: denn für ihn gab es kein Sühnblut, sondern er war das Lamm Gottes, das da trug die Sünden der Welt und das sich dem HErrn darstellte zum Gehorsam bis zum Tode am Kreuz. So ist er unser Leben geworden, der Heiland aller Völker, Israels Trost, aller Heiden Licht. V. 22. 23. 27. 30—32.

2. Wie tröstlich uns solch Zeugniß ist.

a. Simeon war fromm und gottesfürchtig; noch wartete er auf den Trost Israels; denn mit seinem Thun konnte er nicht bestehen. Auch unsere Gerechtigkeit ist wie ein unfläthig Kleid; wehe uns, wenn wir damit vor den Richter müßten; des Todes müßten wir sein und bleiben. Das

Kindlein im Tempel aber war „der Christ des HErrn", „Gottes Heiland", uns von Gott gemacht zur Gerechtigkeit, und damit zu Leben und Seligkeit für alle Sünder. Das soll uns trösten in unserer Sündennoth, unter dem Drohen des Gesetzes, den Anklagen unsers Gewissens, dem Blitzen des göttlichen Zorns, dem Nahen des Gerichts. Denn auch uns ist um Christi willen die Antwort geworden vom Heiligen Geist, daß wir den Tod nicht sehen sollen ewiglich. V. 25. 26. 30—32.

b. Zwar wir müssen noch zeitlich sterben wie Simeon. Aber es ist nur des Todes Gestalt, die uns schreckt. Christus ist unser Friede; darum fahren wir im Frieden, seit wir ihn gefunden haben; er ist unser Leben; darum kann uns kein Tod nicht tödten. Das soll uns trösten in unserer Todesnoth, daß wir durch ihn leben sollen in Ewigkeit. V. 29.

3. Welche Mahnung in solchem Zeugniß für uns liegt.

a. Daß wir nun nicht trauen und bauen auf unsere Gerechtigkeit, V. 25., sondern

b. Christo die Ehre geben, daß er alleine unser Trost und unser Leben sei, V. 25. 29. 30.;

c. daß wir dafür auch Gott loben in seinem Hause, in der Gemeine, daheim, in Wort und Wandel, V. 28. 32. A. G.

Fünfter Sonntag nach Epiphanias.

Matth. 13, 24—30.

Das Gleichniß von viererlei Acker, das unserm Evangelium vorhergeht, ist gefährlich mißdeutet worden, während der rechte Verstand reich ist an Lehre, Trost, Mahnung und Ermunterung.

Dasselbe gilt auch von dem Gleichniß, welches wir heute zu betrachten haben, insonderheit von dem Wort des Hausvaters: „Lasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte."

Das Wort des HErrn: „Lasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte."

Wir betrachten

1. die gefährliche Mißdeutung dieses Wortes, vor der wir uns hüten sollen;

a. worin diese Mißdeutung besteht, nämlich darin, daß man dies Wort so deutet, als wäre damit der Ausschluß der Bösen aus der christlichen Gemeinde untersagt;

b. inwiefern dies eine gar gefährliche Deutung sei, gefährlich für den Sünder und seine Genossen, gefährlich für die einzelne Gemeinde und die Kirche überhaupt, ärgerlich auch für die Welt;

c. daß es aber eben eine Mißdeutung sei; denn die rechte Deutung ist eine andere, die gibt der Heiland selber V. 38. 39. Der Acker ist nicht die

Kirche, sondern die Welt; aus der Welt sollen die Christen das Unkraut, die Kinder der Bosheit, die Ungläubigen, nicht ausrotten. Nur diese Deutung ist auch nicht dem klaren Worte Gottes entgegen, das Matth. 18. und 1 Cor. 5, 13. geschrieben steht;

2. die rechte Deutung, die uns zur Mahnung und zum Trost gereichen soll.

a. Die rechte Deutung, daß es nämlich, so lange die Erde steht, bis zum jüngsten Gericht, neben den Kindern des Reichs, den wahren Christen, auch Kinder der Bosheit auf Erden geben wird, kein tausendjähriges Reich vor der Ernte, dem jüngsten Tag, eine Sichtung und Scheidung der Bösen und Guten und Ausrottung aller Gottlosen mit sich bringen wird, und daß wir das nicht ändern können und auch nicht den Beruf haben, es zu ändern, Ketzergerichte mit Feuer und Schwert nicht nach Gottes Willen sind; V. 29., vgl. V. 38.

b. Das soll uns zur Mahnung dienen, daß wir, wenn der HErr sagt: „Lasset beides wachsen", des Unterschieds nicht vergessen, der zwischen Christen und Unchristen besteht, und diesen Unterschied in der Kirche auch nach Vermögen zur Geltung bringen, nicht als Weizen gelten lassen, was uns als Unkraut bekannt geworden ist, sondern die offenbar Bösen auch Kinder der Bosheit nennen, wie es die Knechte im Gleichniß thun, und daß wir auch den Weizen gelten lassen als das, was er ist, unsere Brüder als Mitgenossen am Reich lieben und ehren und nicht etwa gar die Weltkinder ihnen vorziehen. Und zu dem allen soll uns stets anleiten die rechte Erkenntniß der Verschiedenheit der beiden, der Kinder des Reichs und der Kinder der Bosheit; denn verschieden sind sie nach ihrem Ursprung, V. 24. und 25.; verschieden sind sie von Art, V. 26.; verschieden ist beider Ende, V. 30.

c. Dies Wort des HErrn ist uns aber auch tröstlich. Es soll beides wachsen bis zur Ernte. Nicht soll der Weizen vom Unkraut gar verdrängt werden, ob es auch oft so scheinen mag. Auch aus dem Unkraut schafft Gottes Gnade noch manche gute Pflanze; Paulus, Augustin, Luther, mancher unter uns — ist Zeugniß dafür. Das kann insonderheit manchem frommen Prediger, Ehegemahl, Vater, Mutter zum Trost gereichen. — Und Geduld, es kommt die Ernte; dann wird Gott selber die Sonderung halten, seine Schnitter aussenden, den Weizen sammeln in die himmlischen Scheunen. V. 30. 39. ff. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Das kann uns trösten unter allem Leid dieser Zeit, das wir auch durch das Beisammenleben mit den Kindern der Bosheit erfahren müssen, während es den hochherwuchernden Gottlosen äußerlich vielfach so wohlgeht. Wer hier ermüden will, der schaue auf das Ziel. Der HErr kennt doch die Seinen; er führet sie nach seinem Rath und nimmt sie endlich mit Ehren an. A. G.

Sonntag Septuagesimä.

Im Reich Gottes gilt nichts als Gnade. Dies können wir uns nicht oft genug vorhalten; denn bald will unser Herz sich trotzig überheben und des eigenen Thuns sich freuen, bald will es verzagen.

Matth. 20, 1—16.

Zweierlei Leute, die uns das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg vorstellt,

1. die Ersten zur Warnung,

a. wer sind die Ersten? Es sind die, welche sich dünken lassen, sie seien vor Gott die Ersten, welche α. um des Lohnes willen arbeiten und auf Recht und Gerechtigkeit pochen, β. über andere sich erheben und γ. scheel sehen, wenn der HErr gegen andere gütig ist;

b. wie dient uns ihr Beispiel zur Warnung? Es warnt uns vor Vermessenheit. Diese Ersten werden die Letzten; sie wollen Recht, so geschieht ihnen; sie haben kein Theil an Gottes Gnade und gehen verloren; denn sie wollen nicht, wie andere arme Sünder, aus Gnaden selig werden;

2. die Letzten zur Ermunterung,

a. wer sind die Letzten? Es sind die, welche sich dünken lassen, sie seien vor Gott die Letzten, welche α. nicht auf Recht pochen, sondern auf Gnade hoffen, β. sich nicht über andere erheben und γ. sich freuen, wenn andern Gnade widerfährt;

b. wie dient uns ihr Beispiel zur Ermunterung? Es lehrt uns, daß wir keine Ursache haben, zu verzagen, sondern daß wir auf die Güte Gottes fest vertrauen, weil Gott nicht nach Verdienst lohnt. „Niemand liegt so tief gefallen oder mag so tief fallen, dem nicht zu hoffen sei, er möge der Höchste werden; weil hier alle Verdienste aufgehoben, und allein Gottes Gnade gepreiset wird." Luther, 11, 85. G.

Sonntag Sexagesimä.

Viele wollen Gottes Wort nicht hören und gehen darum ewig verloren. Viele hören Gottes Wort und gehen doch verloren, weil sie es nicht recht hören. Da ist denn die Frage von hoher Wichtigkeit: wie hört man Gottes Wort recht und wie kommt man dazu, daß man Gottes Wort recht höre?

Luc. 8, 4—15.

Von den rechten Hörern des göttlichen Worts;

1. wer sind die rechten Hörer?

a. welche das Wort in ihr Herz aufnehmen, dasselbe nicht bloß mit den Ohren, sondern mit dem Herzen hören und es verstehen,

b. welche das Wort nicht bloß oberflächlich annehmen, sondern bewahren und nicht fahren lassen α. trotz Anfechtung und Trübsal, β. trotz aller Weltlust,

c. welche Frucht bringen in Geduld;

2. wie werden wir rechte Hörer?

a. nicht durch uns selbst,

b. sondern allein durch Gottes Gnade, V. 10 („gegeben"). G.

Sonntag Quinquagesimä.

Luc. 18, 31—43.

Wir stehen wieder vor dem Beginn der Passionszeit, in welcher uns von Christi schwerem Leiden gepredigt wird. Davon redet der HErr JEsus auch in unserm heutigen Evangelium zu seinen Jüngern auf dem Wege nach Jerusalem. Sollen wir indeß die Predigt von dem Leiden Christi mit Nutzen hören, so müssen auch wir mit dem Blinden in unserm Evangelium rufen und bitten: „JEsu, du Sohn Davids, erbarme dich mein." Das laßt uns heute ꝛc.

Unsere Bitte bei der Predigt von Christi Leiden: „JEsu, du Sohn Davids, erbarme dich mein!"

1. wie nöthig sie ist;

a. von Natur ist uns Christi Leiden unverständlich, V. 34., ja ärgerlich, Matth. 16, 22.,

b. wir können uns die rechte Erkenntniß davon nicht selbst geben;

2. wie sie von Christo erhört wird; er öffnet uns geistlich die Augen, V. 42., daß wir

a. die Nothwendigkeit seines Leidens,

b. die heilsame Frucht desselben erkennen. Chr. K.

Vermischtes.

„HErr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige." Zu diesem Gebetswort Davids (Ps. 51, 17.) bemerkt Johann David Frisch: „Siehe, liebe Seele, wie David sich so gar nicht getrauet, aus eigenen Kräften und Vermögen von göttlichen Dingen zu reden, sondern seinen Gott darum ersuchet, ihm Mund und Lippen selbst zu solchem heiligen Werk zu öffnen und zu regieren. So erkenne denn auch du dein Unvermögen, und bitte Gott, daß er dich selbst zu seines Namens Verherrlichung wolle tüchtig machen. Das sind nur freche Schwätzer, die so in den Tag hinein singen und reden von göttlichen Dingen, ohne zuvor ihr Herz zu Gott zu wenden, und seinen Beistand zu suchen. Man muß reden aus dem Vermögen, das Gott darreichet. Bist du insonderheit dazu

berufen, als ein Lehrer Andern Gottes Namen zu verkündigen, so prüfe dich vor allen Dingen selbst. Hat ein Jesaias müssen klagen: ‚Wehe mir, ich bin unreiner Lippen' (Jes. 6, 5.): du wirst es noch mehr Ursache haben. Da bitte Gott, daß er dir deine Lippen selbst reinigen und Mund und Zunge regieren wolle. Es sind sehr schöne Worte, die Augustinus führet von dieser Sache: ‚Ein Lehrer soll eher beten, als reden': ‚Sit orator antequam dictator.' In der Stunde, da er reden soll, ehe er die Zunge reget, soll er seine durstige Seele erheben, daß er herfürbringen möge, was er eingenommen. Denn wer schafft, daß man rede, was und wie man solle, als nur derjenige, in dessen Hand wir selbst sammt unsern Reden sind?"

(„Neu klingende Harfe Davids", S. 337 f.)

Prälat K. Gerok hat selbst mehr als einmal in und außerhalb Würtembergs in den Kirchen Abschnitte aus seinen gedruckten Predigten vortragen hören! — Eines Tags trat selbst ein katholischer Priester aus einem abgelegenen Walddörfchen bei ihm ein und beichtete, er habe eine Gerok'sche Sylvesterpredigt wörtlich seiner Gemeinde gehalten und damit solchen Eindruck gemacht, daß die Gemeinde ihn dringend gebeten, dieselbe drucken zu lassen; nun sei er in großer Noth: bekennen, daß er mit fremdem Kalbe (und noch dazu ketzerischem) gepflügt, würde ihm alle Achtung seiner Pfarrkinder rauben; er sehe keinen andern Ausweg, als den Herrn Prälaten um Erlaubniß zu bitten, daß er die Predigt als seine eigene drucken lasse; aus dem Dorfe komme sie ja doch nicht heraus und mache so dem Gerok'schen Predigtbuche keine Concurrenz. „Mit dem größten Vergnügen!" antwortete lächelnd der Prälat.

Literatur.

Predigtentwürfe und nicht ganz ausgeführte Predigten und Casualreden von Dr. C. F. W. Walther.

Dies ist der Titel eines neuen soeben herausgekommenen Bandes von des seligen Dr. Walthers Werken, die jetzt vom Concordia Publishing House herausgegeben werden. Auf 450 Großoctav-Seiten wird in diesem Bande viel Material zu Predigten und Casualreden geboten. Und wer begrüßt nicht mit Freuden von der Hand eines Walther für seine öffentlichen Reden Anregung zu neuen Gedanken, Fingerzeige für besondere Verhältnisse und Umstände bei denselben, Anleitung zum rechten Verständniß und Anwendung einer Schriftstelle, und zugleich eine Anweisung für die geeignete Form, in welche die Rede zu kleiden ist? Das alles, und noch mehr wird hier dargeboten. Der Band enthält Entwürfe und nicht vollständig ausgeschriebene Predigten über Sonn- und Festtagstexte; vier zu Advents- und neun zu Passionspredigttexten, eine große Anzahl für Beichtreden, desgleichen für Traureden und Leichenreden. Die äußerliche Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig. Das Papier ist bester Qualität, der Einband geschmackvoll und dauerhaft, der Druck ausgezeichnet. Preis $1.75. Man bestelle beim Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. C. L. J.